Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint täglich ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 1,
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Organ für Politik, Localgeschichte, Handels- und Geschäftsverkehr.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Sonn- und Festtags früh ½9 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 487. **Sonnabend** den 23. September 1893. **87. Jahrgang.**

Wegen der Messe
ist unsere Expedition
morgen Sonntag Vormittags bis 12 Uhr
geöffnet.
Expedition des Leipziger Tageblattes.

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 23. September.

Welche praktische Folge der **Telegrammwechsel zwischen dem Kaiser und dem Fürsten Bismarck** in Bezug auf das Verhältniß beider Männer zu einander in der nächsten Zukunft haben wird, das zu beurtheilen, fehlt es vorläufig an einem positiven Anhalt. Man muß sich vor der Hand, wie wir von Anfang an betonten, an der Hoffnung genügen lassen, daß kaiserliche Telegramm werde der Ausgangspunct für die Anbahnung der vollständigen Aussöhnung sein. Es ist sehr wohl möglich, daß der Depeschenwechsel einstweilen eine Episode bleibt, die sich gelegentlich in ähnlicher Form wiederholt. In dieser Auffassung bestärkt uns die Art und Weise, wie jetzt die „Hamb. Nachr." das Wort ergreifen. Das genannte Blatt schreibt nämlich:

„In der Presse haben die Erörterungen über den Depeschenwechsel zwischen Kaiser Wilhelm und dem Fürsten Bismarck einen Umfang erreicht, der ebenso wie ihre Tonart zeigt, wie tief der Vorgang die Gemüther erregt hat. Diese Erregung erklärt es, wenn die Beurtheilungen von Ursache und Wirkung nicht immer richtiges Augenmaß bekunden. Wir müssen es uns wegen der Massenhaftigkeit der vorliegenden Artikel versagen, sie alle zu registriren und daraus zu citiren; wir beschränken uns auf Wiedergabe der mehr kritisch gehaltenen, aber ohne damit deren Ansichten und Conjecturen irgendwie approbiren zu wollen."

Mit anderen Worten, die „Hamb. Nachr." meinen, daß die Bedeutung des kaiserlichen Telegramms nicht überschätzt werden dürfe. Eine praktische Folge in anderer Richtung aber hat der Depeschenwechsel, wie die „Allgem. Zeitg." mit Recht hervorhebt, unter allen Umständen bereits gehabt. Die Frage nämlich, welche drei Jahre lang den Hofleuten Kopfzerbrechen gemacht hat, von welcher Seite „der erste Schritt" zu einer Annäherung zu geschehen habe, ist nunmehr vom Kaiser selbst in einer Weise gelöst worden, von welcher Niemand behaupten kann und wird, „daß die Würde der Krone darunter gelitten habe". Im Gegentheil, die Würde und das Ansehen der Krone haben damit in der öffentlichen Meinung entschieden gewonnen.

Die geplante **Reichssteuerreform** erfährt, noch bevor über die concreten Vorschläge irgend etwas Greifbares bekannt ist, seit Monaten in der freisinnigen und der ultramontanen Presse die schärfste Bekämpfung. Bezöge sich dieselbe lediglich oder auch nur vorwiegend auf den Plan einer umfassenden Neuordnung des finanziellen Verhältnisses zwischen dem Reiche und den Einzelstaaten, so wäre diese absolut feindselige Polemik immerhin noch verständlich. Aber soweit es sich um die Beschaffung der Deckungsmittel für Ausgaben handelt, zu denen eine gesetzliche Verpflichtung vorliegt, haben doch alle Parteien mitzuwirken, welche nicht, wie die Socialdemokratie, das Budget einfach verweigern wollen. Die Deckungsmittel für den durch die Bewilligung der Militairvorlage entstandenen Mehrbedarf des Reiches müssen gefunden werden, das können auch die Oppositionsparteien nicht leugnen, trotzdem wird von ihnen jeder Vorschlag, der nach den umlaufenden Gerüchten von den Regierungen dem Reichstage demnächst vielleicht gemacht werden könnte, von vornherein mit der schroffsten Ablehnung begrüßt. In der ultramontanen Presse hat bis jetzt allein die stärkere Inanspruchnahme der Börsensteuer Zustimmung gefunden; vor den Augen des Richter'schen Organs jedoch findet natürlich selbst diese keine Gnade. Mit ganz besonderem Eifer aber sind ultramontane wie freisinnige Blätter bestrebt, den Kampf der Tabakfabrikanten gegen das Tabakfabrikatsteuerproject zu unterstützen. Man kann den Tabakfabrikanten nicht verdenken, daß sie sich ihrer Haut zu wehren suchen, so gut sie können, wiewohl es ihnen unseres Erachtens keinen Gewinn bringen kann, wenn sie ihr Pulver viel zu früh verschießen, und noch dazu in einem Kampfe gegen Windmühlen. Aber Preßorgane, welche große politische Parteien vertreten, können sich in der gegenwärtigen Finanzlage nicht einfach mit der Zurückweisung jedes Regierungsvorschlags abfinden, sie haben dann die Pflicht, ihrerseits einen besseren Weg zu zeigen. Wir wissen, sie verweisen einfach auf den dem Reiche immer zur Verfügung stehenden Ausweg der Matricularbeiträge, und sie glauben denselben noch besonders mit dem sachlichen Argumente empfehlen zu können, daß die Matricularbeiträge aus den directen Steuern flössen und deshalb nicht, wie die indirecten Steuern im Reich, vorzugsweise die unbemitteltere breite Masse träfen. Wer aber garantirt denn, daß, wenn man fortan den Mehrbedarf des Reichs durch Matricularbeiträge befriedigen wollte, dies in Zukunft so bleiben würde? Nach der Ansicht der einzelstaatlichen Finanzverwaltungen ist eine weitere Steigerung der directen Steuern auf absehbare Zeit nicht möglich. Werden nun die Einzelstaaten gezwungen, sehr viel höhere Summen als bisher an das Reich zu zahlen, wer will sie dann hindern, sich dieselben auf dem Wege der indirecten Besteuerung zu verschaffen? Etwaige derartige Steuerprojecte würden in den Einzellandtagen voraussichtlich weit leichteres Spiel haben als beim Reichstage. Es würde aber eine derartige Particulargesetzgebung für das ganze Wirthschaftsleben im Reiche von verhängnißvollen Folgen werden können. Dieser Gedanke verdient wohl, von den heißsprnigen Opponenten einmal in Erwägung gezogen zu werden.

Eine oft aufgetauchte und wiederbegrabene Frage beschäftigt augenblicklich **England**. Eine königliche Commission ist mit der Untersuchung darüber beauftragt, ob es nicht möglich wäre, die etwa 13 Millionen Pfund, die das Opium dem indisch-englischen Kaiserreich einbringt, zu ersetzen und so der allgemeinen, durch das Opiumrauchen im Orient herbeigeführten Zerrüttung ein Ende zu machen. Missionare, Aerzte, Kaufleute, Colonialbeamte werden vor die Commission berufen, um über ihre persönlichen Erfahrungen zu berichten, die sie an Ort und Stelle über die Wirkungen des Opiumgenusses gemacht haben. Die Beamten versichern fast einstimmig, daß die Radschputen und die Sikh, die leidenschaftlichsten Opiumraucher, die gesündeste und stärkste Race im ganzen Hindostan seien, und daß China das Opium, dieses „Mittel gegen alle Uebel", und noch mehr Diejenigen, welche es importirten, segne. Die Missionare dagegen, welche selbstverständlich einen ganz anderen Standpunct einnehmen als die Kaufleute und englischen Colonialbeamten, erklären rundweg heraus, daß die Chinesen, welche sich dem Opiumgenuß hingeben, physisch und moralisch auf die elenderste Weise zu Grunde gehen. Ein Missionar erklärte vor der Commission, daß das durch Indien in China importirte Opium den chinesischen Verwaltungsbehörden eine derartige Besorgniß für die Zukunft des Reiches der Mitte einflöße, daß in manchen Gemeinden die Behörden den Opiumrauchern die Lippen spalten lassen, damit die Unglücklichen die Opiumpfeife nicht mehr im Munde halten können. Der Missionar fügte sehr freimüthig hinzu, er erröthe darüber, einer Nation anzugehören, die mit ihrem Opiumhandel den ganzen Orient vergifte. Allerdings darf man nicht ohne Weiteres dem Einen oder Andern Glauben schenken. Während die Engländer sich über ihren Opiumhandel selbst entrüsten und den Orient von dem Laster heilen wollen, macht es natürlich einen peinlichen Eindruck, daß, wie die Blätter melden, einer der von der Commission gehörten Zeugen, der sich ganz besonders entrüstet über die schlimmen Folgen des Opiumgenusses in Indien aussprach, vor einigen Tagen einem Anfall von delirium tremens erlag, weil er in einer Nacht drei (?) Liter Whisky getrunken hatte.

Der Zusammentritt der neuen **französischen** Kammer kann vor dem 14. October aus dem Grunde noch nicht erfolgen, weil bis zu diesem Tage die alte noch in Amt und Würden ist. Aber nach dem 14. October hat die Regierung das Recht, die Neugewählten früher oder später in das Parlament zu rufen. Man beschäftigt sich jetzt schon mit der Frage, ob sich diese Einberufung bis zum November oder vielleicht gar bis zum Beginn des Jahres 1894 hinausschieben werde. Es kommt allerdings auf einige Tage oder auch auf einige Wochen nicht an. Das Budget für 1894 ist bestimmt, und es würde kaum als nothwendig erscheinen, eine außerordentliche Sitzung für Ende Herbst einzuberufen, wenn man sich nicht mit der Beglaubigung der Vollmachten der Neugewählten beschäftigen und darüber schlüssig machen müßte. Da man hoffen darf, daß sich diesmal die absurde Campagne der Ungiltigkeitserklärungen, die den Beginn früherer Legislaturperioden lenguzeichnete, nicht wiederholen wird, so kann man jederzeit zu jener Beglaubigung schreiten. Es würde zu Ungelegenheiten führen, wenn man deren Datum nach dem Aufhören und dem Auseinandergehen der alten Kammer allzulange hinausschieben wollte. Auch für den Fall, daß wichtige und dringende Geschäfte die Einberufung des Parlamentes bedingen sollten, ist es nothwendig, daß die beiden Kammern möglichst bald regelrecht constituirt werden. Man würde zwar, meinen die „Débats", mit der Einberufung der neuen Kammer getrost bis zum Januar warten können, aber man würde sie ebenso gut schon am 15. October zusammentreten lassen können. Wahrscheinlich wird man nach beiden Richtungen hin etwas zugeben und ihren Zusammentritt im November erwarten dürfen.

Die Schritte, welche der junge König von **Serbien** gethan hat, das Haus Karageorgiewitsch mit dem gegenwärtig herrschenden Hause Obrenowitsch auszusöhnen, sind auf Einblasungen von Doktisch zurückzuführen, welcher es immer als etwas Leichtes hinstellte, unter radicaler Vermittelung auf diese Weise einen großen Erfolg zu erzielen. König Alexander wandte sich darauf zunächst an den Fürsten Nikolaus von Montenegro, dessen Vermittelung nachsuchend, und Prinz Peter Karageorgiewitsch hat darauf hin auch einem Interviewer gegenüber sich bezüglich des Königs Alexander sehr sympathisch geäußert, auch erklärt, von ihm habe derselbe keine Unannehmlichkeiten zu befürchten. Daraufhin vollzog König Alexander jene demonstrativen Handlungen auf seiner Rundreise, indem er, wie bereits erwähnt, in Waljewo einen Oheim des Prinzen, den Dichter Ljubomir Nenadewitsch, feierte und durch einen Orden auszeichnete, worauf noch die Huldigung auf dem Grabe des alten Kara in Topola, dem Stammsitze der Karageorgiewitsch, erfolgte. Als aber dann der durch die Verheirathung mit der Prinzessin Demidow-San Donato reich gewordene Bruder Peter's, der Prinz Arsen, erklärte, wenn jener auf seine Rechte verzichte, so werde er die Ansprüche des Hauses Karageorgiewitsch wieder aufnehmen, leugnete Prinz Peter die früheren Erklärungen wieder rund ab. Das Vorgehen des jungen Königs war also voreilig; die Verantwortung dafür fällt aber seinen radicalen Rathgebern zu.

Ueber den **brasilischen** Admiral Custodio de Mello wird der „Köln. Ztg." von sachkundiger Seite aus Brasilien geschrieben: Sollte der Admiral Mello in dem von ihm hervorgerufenen Aufstande Sieger bleiben, so müßte nach dem Gesetz der Präsident des Senats Dr. Prudente de Moraes den Präsidentenstuhl bis zur Neuwahl besteigen, und dann wäre der Verfassung nach die Möglichkeit, ihn zum Präsidenten zu wählen, ausgeschlossen. Das würde man aber in Brasilien mit Recht bedauern, denn diesen tüchtigen und ehrlichen Mann — er stammt aus der Provinz Sao Paolo — hatte man sich allgemein als den nächsten Präsidenten vom November 1894 ab gewünscht, umsomehr, da er nicht Militairperson ist und ihm selbst die einsichtsvollen höheren Officiere vor einem Soldaten den Vorzug geben würden. Custodio de Mello ist ein gebildeter Mann in den fünfziger Jahren, aus guter Familie, klein, von angenehmem Aeußern und gutem Benehmen. Energie hat er bewiesen, fraglich aber bleibt, ob er die Einsicht und die Kenntnisse besitzt, die ein Präsident haben muß, wenn er Brasilien wieder in ruhige, geregelte Bahnen führen will. Großer Beliebtheit bei der Marine und bei seinen Kameraden hatte er sich nicht zu erfreuen, weil er immer etwas zurückhaltend auftrat. Mello war ein treuer Anhänger der Monarchie. Er befand sich beim Sturz des Kaiserreichs mit dem Prinzen Dom Augusto, dem zweiten Sohn der verstorbenen Prinzessin Leopoldina, auf einer Reise um die Welt und mußte den Prinzen in Indien ans Land setzen. Auch seither ist er stets einigermaßen monarchischer Gesinnungen verdächtig gewesen, und es wäre gar nicht unmöglich, daß Mello, wenn er erst die Macht in der Hand hat, die Monarchie durchzusetzen suchen würde. Es würden ohne Zweifel Viele, die sich aus Furcht still gehalten, namentlich aus der bessern Gesellschaft, ihm zujauchzen. Als Mello von seiner Reise mit dem Kreuzer „Almirante Barroso", der inzwischen im Rothen Meere untergegangen ist, heimkehrte, fand er die Republik vor und man ließ ihm eine sehr rasche Beförderung zu Theil werden. Die Beschießung der friedlichen offenen Stadt Rio de Janeiro wird dem Admiral Mello freilich keine Freude machen, und in Floriano Peixoto hat er einen bösen Gegner, der es zum Aeußersten kommen läßt, statt nachzugeben. So traurig die jetzigen Verhältnisse auch sind, so haben sie doch das Gute, daß einmal Ernst gemacht wird, denn ohne Blutvergießen konnte es nicht besser werden, Jeder bildete sich ein, Politik auf eigene Faust treiben zu dürfen. Daß Custodio de Mello dictatorische Gelüste hat, ist unglaubhaft, vielmehr scheint es, daß er nur das ungesetzliche Handeln des Vicepräsidenten verhindern und ihn deshalb stürzen will. Custodio de Mello kennt Europa und ist der französischen Sprache vollständig, so ziemlich auch des Englischen mächtig. Nach neuesten Nachrichten aus Brasilien blockiren übrigens die Insurgenten Santos, gerüchtweise verlautet, daß sie Desterro besetzt haben. Die brasilianische Gesandtschaft in Paris will dagegen unterm 22. September die Mittheilung erhalten haben, daß die beabsichtigte Landung der Aufständischen in Nictheroy nicht geglückt sei. Der Belagerungszustand in Rio de Janeiro, welcher am 21. September ablief, sei nicht

---

Feuilleton.

In Fesseln.

4] Roman von E. Vollbrecht.

Alle Rechte vorbehalten.

(Fortsetzung.)

Ein Geräusch, die Schritte Eintretender in dem anstoßenden Gemach, lebhaftes Sprechen dann entriß sie ihren Gedanken. Clemens erwartete heute Besuch, Doctor Reinhold, wie er ihr gestern bei flüchtiger Begegnung mit ungewöhnlich heiterer Miene mitgetheilt hatte. Sie beschloß zu warten, bis die Herren sich entfernt haben würden. Zwar stand die Fensterthür offen, aber der in schwerem Faltenwurf herabwallende Vorhang entzog sie den Blicken der Eingetretenen vollkommen. Sie hatte Storm's „Immensee" mitgebracht und begann zu lesen; bald aber wurden die Stimmen innen lauter, und plötzlich sprang Hildegard auf von dem kleinen Feldsessel, in welchem sie bisher geruht.

Clemens hatte seinen Jugendfreund am Bahnhof Dreibrunnen erwartet. Reinhold war der einzige Reisende, der auf der kleinen Station den Zug verließ, deshalb konnte er nicht in Zweifel sein, daß der Erwartete vor ihm stehe. Sie sahen sich eine geraume Zeit forschend und fragend in die Augen. Als Knaben hatten sie sich getrennt, als gereifte Männer standen sie sich heute gegenüber. Das Aeußere Doctor Reinhold's war gewinnend und interessant. Er war noch etwas höher gewachsen als Clemens, von kräftigem Körperbau und eleganten Bewegungen. Er hatte klare graue Augen von ruhigem und tiefem Blick, eine edle Stirn, braunes, kurz geschnittenes Haar und einen braunen Vollbart. Es lag eine große Milde und Leutseligkeit in seinem Wesen, die, gepaart mit scharfem Verstand und einem Gemüth ohne Falschheit, ihm mit Recht den Ruf eines liebenswürdigen Mannes verliehen. Er hatte Mühe, die Enttäuschung zu verbergen, die ihn beim Anblick seines ehemaligen Spielkameraden befiehlt. So verdüstert und insichgekehrt hatte er sich den Grafen doch nicht vorgestellt, obgleich seine mißlichen Verhältnisse ihm kein Geheimniß mehr waren. Es fiel beiden anfangs schwer, ein Gespräch anzubahnen, da hatte Paul gleich einem umsichtigen Arzt, der zur rechten Zeit die Sonde ansetzt, Clemens um eine aufrichtige Darstellung seiner Lage gebeten. In gedrängten, stockenden Worten versuchte Clemens dem Freund sein Herz auszuschütten. Verschlossen und sensitiv wie sein Wesen war, gelang ihm dies nur unvollständig und lückenhaft. — So betraten sie das Empfangszimmer. Sie nahmen auf einem kleinen Eckdivan zwischen den beiden Fenstern Platz. Anselm, trotz seiner etwas verblichenen, an manchen Stellen fadenscheinigen Galalivrée das Urbild eines Herrschaftsdiener vom alten Regime, setzte einige Erfrischungen auf. Während sein Gast mit gutem Appetit den kalten Speisen zusprach, empfand Clemens mit wachsender Genugthuung die wohlthuende Zuversicht, welche die Anwesenheit eines wahren Freundes verleiht.

„Und nun zu Dir", sprach er, die Gläser mit dem tiefen Purpur des Meniser Traubensaftes füllend. „Wie ist es Dir in der langen Zeit unserer Trennung ergangen, Paul?"

„Darauf kann ich, mein Schicksal sei gepriesen, mit „vortrefflich" antworten", versetzte der Rechtsanwalt heiter, und tippte mit seinem Glas an das des Freundes. „Der Eltern Tod war der einzige Schatten in einer langen Reihe zufriedener Tage. Ich verlebte eine fidele Studentenzeit in Leipzig und Heidelberg, bin noch immer „Alter Herr" der Saxonia, weißt Du, und da ich über all den Kneiperei das Lernen nicht vergaß, machte ich zur rechten Zeit mein Doctorexamen. Nach einer herrlichen Reise durch Norwegen, Schweden, Holland und Frankreich etablirte ich mich auf Papas Wunsch als Rechtsanwalt in Dresden. Es geht mir gut, in meiner Kanzlei arbeiten ein Kanzleichef und sechs Copisten, an Clienten ist kein Mangel."

„Und — Du hast nicht geheirathet?" fragte Clemens zögernd und erröthend.

„Geheirathet? Nein, bis jetzt noch nicht, heißt das. Aber es wird nun Zeit, alter Junge, daß wir daran denken, schon dreiunddreißig!"

Paul Reinhold lachte herzlich. Clemens erröthete noch tiefer und war so verlegen wie ein junges Mädchen.

„O — ich!" wehrte er ab.

„Ich habe schon manch liebes und hübsches Mädchen kennen gelernt", fuhr Doctor Reinhold unbeirrt fort, „jedoch der Wunsch, mich zu vermählen, ist nie in mir erwacht. Jettchen bereitet mir eine so angenehme Häuslichkeit, ihr stilles Sorgen und Walten erstreckt sich seit Papas Tod einzig auf mich, daß ich mit der Begründung einer eigenen Familie wohl den Kürzeren ziehen würde."

Clemens neigte zustimmend den Kopf. Vor seinen Seelenaugen erstand ein reizvolles Mädchenantlitz mit langen, blonden Zöpfen. Sie war nur um ein Jahr jünger als die beiden Freunde, dazumal die treue Gefährtin ihrer Spiele.

„Doch laß uns zu dem zurückkehren, was mich hierhergeführt, Clemens — ich möchte Dir soviel als möglich beistehen. Freilich, mein Vermögen ist nicht groß und besteht hauptsächlich in unserem Hause und dem dazu gehörenden großen Garten. Auch hat Jettchen ihren Antheil daran. Papa war äußerst freigebig und verwendete einen nicht unbeträchtlichen Theil seiner Einnahmen auf Sammlungen, die bei seinem Tode dem Museum zufielen. Dies zu meiner Entschuldigung. Ich zweifle aber dennoch nicht daran, daß es mir gelingen wird, Deine Sorgen zu beseitigen."

„Ich erkenne Deine Freundschaft an — aber es ist unmöglich."

„Warum unmöglich? Sei doch nicht so muthlos. Sollte es nicht durchführbar sein, mit den Gläubigern Deines Vaters einen Vergleich abzuschließen? Die dazu erforderliche Summe kann man auf Deine Liegenschaften aufnehmen."

Clemens sprang auf.

„Nein, niemals", sprach er in großer Bewegung. „Ich danke Dir für Deine Bereitwilligkeit, aber ich bin entschlossen, mir keine neue Verpflichtung aufzubürden, die ich nicht halten könnte."

„Was gedenkst Du demnach zu thun?"

„Alles dahinzugeben, was mein ist, das Schloß zu verkaufen und mit dem Erlös meine Gläubiger zu befriedigen." Kleinlaut setzte er hinzu: „Leider sind mir für den Augenblick noch die Hände gebunden, obgleich ich vor einigen Tagen ein sehr günstiges Angebot erhielt."

Doctor Reinhold hatte sich ebenfalls erhoben und stand dem Sprechenden gegenüber.

„Wie soll ich das verstehen?" fragte er voll Theilnahme.

„Du weißt, daß ich eine Stiefschwester habe, eine Tochter jener Frau, welche trennend zwischen mich und den Vater trat, dessen nochmalige Verheirathung mich dem Vaterhaus entfremdete. Nun denn — Hildegard ist Mitbesitzerin des Bärensteins — derselbe ist vorläufig unveräußerlich. — Ueberzeuge Dich davon."

Der Graf trat zu einem Schrein von kostbarer Holzschneidekunst. Er öffnete die mittelste der drei Thüren desselben und entnahm einem der vielen Fächer, die sich nun zeigten, ein Document, welches er entfaltete.

„Höre selbst; es ist das Testament meines Vaters." Er blätterte in dem Actenstück und begann dann zu lesen:

„Ferner bestimme ich Folgendes: Mein Töchterlein Hildegard hat solange ihre Heimath auf dem Bärenstein und freie Benutzung jener Räume, welche ich bei Lebzeiten bewohnte, bis sie freiwillig einem selbstgewählten Gatten in eine neue Heimath folgt. Dann fällt Schloß Bärenstein meinem Sohn Clemens zu alleinigem Besitze zu, und er kann damit nach Gefallen und Nothwendigkeit verfahren, nachdem er Hildegard die bescheidene Summe ausgezahlt hat, die ich weiter unten als ihr Heirathsgut ausgesetzt habe. — Unser Besitzthum ist arg verschuldet; ich that, was ich konnte, den Verfall aufzuhalten. Unsere Vorfahren lebten herrlich und in Freuden — wir tragen die Folgen. Sei standhaft, mein Clemens. Mein Fluch aber treffe jenen, der es wagt, Hildegard ihrer Heimath zu berauben, des Ortes, wo sie zur Freude und zum Glücke ihres alten Vaters heranwuchs."

Doctor Reinhold hatte aufmerksam zugehört — jetzt wendete er sich rasch um:

„War das nicht ein Seufzer?"

„Es sind die alten Möbel", entgegnete Clemens mit Gleichgiltigkeit, noch immer in dem Testamente blätternd. „Aber was sagst Du dazu?"

„Ein Vermächtniß, wozu Dein Vater durch seine Vorsorge für seinen Liebling bestimmt ward, welches aber vor dem Gesetze sich anzweifeln läßt", sprach der Rechtsanwalt mit großem Ernst.

Clemens richtete sich stolz auf.

„Ich bin nicht gesonnen, den letzten Willen meines Vaters zu umgehen. Zur Gewißheit aber ist es mir geworden, daß meine Stiefschwester sich bald vermählen muß."

„Du sprichst mit solcher Bitterkeit von ihr. Das arme junge Mädchen fängt an, mir Mitleid einzuflößen."

„Stets war sie ein Dorn auf meinem Wege. Sie ist ein verwöhntes, launenhaftes Geschöpf, immer dem Augenblick ergeben."

„Du sagtest, Deine Schwester solle sich bald verheirathen. Hat sie schon gewählt?" fragte Paul Reinhold mit unverhohlener Kälte des Tons.

„Durchaus nicht — es fehlt ihr an jeder Herrenbekanntschaft. Sie war bis jetzt in einem Erziehungsinstitut."

„Wie denkst Du sie also zu verheirathen?"

Der Rechtsanwalt fragte es beinahe drohend. Aber ein Blick auf seinen unruhig auf- und abschreitenden Freund, auf dessen nervös zuckende Miene stimmte ihn unverzüglich milder.

„O, ich denke, das ist nicht allzu schwer", erklärte Clemens mit Eifer. „So wie ich mir die Mädchen vorstelle — eitel, putzsüchtig, dem Schein ergeben —"

Doctor Reinhold lachte hell auf.

SLUB
Wir führen Wissen.